



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Grenzen von Poesie und Unpoesie

Walzel, Oskar

Frankfurt am Main, 1937

2. Schiller. W. von Humboldt

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99223](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99223)

des Kolumbus. „Das Ei des Kolumbus gilt von jeder genialischen Entscheidung“, heißt es in der Abhandlung über die Naiven. Goethe drückt in schlichtester und gemeinverständlichster Form aus, was von Schiller mühsam genug errechnet worden war. Die Begriffsbestimmung des „vollkommenen“ Dichters wird ausgeschaltet. Noch mehr: Goethe hat für seine Ansicht Verstandesgründe überhaupt nicht auszuspielen. Darf sich die entscheidende Wendung, das Wort von der ins Reale verliebten Beschränktheit auf anderes berufen als auf Goethes Fühlen? So spricht er zuletzt nur von einem „Glaubensbekenntnis, welches übrigens keine weitere Ansprüche macht“. Hier kennzeichnet sich nicht nur ein Wesenszug, ein immer wiederkehrendes Merkmal von Goethes ästhetischer Selbstbesinnung, auch das Besondere aller seiner Äußerungen über echte und unechte Dichtung, über Poesie und Nichtpoesie.

2. Schiller. W. von Humboldt

Auch Schiller rang nach Worten, die in Begriffe umsetzen sollten, was sein Gefühl ihm verriet, wenn er echtere von unechterer Poesie trennte. Oder spricht nicht vor allem solches Gefühl sich in einem der seltsamsten Bekenntnisse des reifen Schiller aus? Er hatte an Körner einen Probeindruck der „Klage der Ceres“ gesandt. Körner erklärte am 13. Juni 1796: „Die Klage der Ceres ist köstlich. Dies Produkt beweist mir vorzüglich, daß es Dir gewiß nicht an eigentlichem Dichtertalent fehlt. Das Ganze ist poetisch gedacht. Du liebest die Phantasie ruhig wirken und wachtest nur in der Ausführung über der Einheit des Tons. Sprache und Versart sind äußerst vollendet, und passen zum Inhalt vortrefflich.“ Schiller erwiderte am 27. Juni: „Daß Euch mein Gedicht Freude machte, war mir sehr angenehm zu hören. Aber gegen Goethe bin ich und bleib' ich eben ein poetischer Lump.“

Seit zwei Jahren stand Schiller damals in enger Verbindung mit Goethe. Diese Verbindung bewies ihm, wie hoch Goethe ihn einschätzte. Dennoch ist ihm Goethes Dichten, gerade weil er es nun aus nächster Nähe beobachten kann, etwas Außerordentliches und ihm selbst Unerreichbares. Kann das Bekenntnis anders gedeutet werden, als daß Schiller in Goethes Schaffen ein beträchtliches Mehr an echter Poesie sah als in seinem eigenen? Allein so scharf drückt Schiller diese Einsicht aus, daß es an ältere Bekenntnisse erinnert, an Bekenntnisse der Zeit, in der sich beide noch nicht gefunden hatten. Damals ging es bei Schiller hin und her von überspitzten Verurteilungen Goethes zu überbescheidenen Zugeständnissen, die sich tief vor Goethe beugen.

Schillers Brief an Körner vom 25. Februar 1789 belegt das. Schiller stand unter dem Eindruck, den Wielands scharfes Urteil über die noch unvollendeten „Künstler“ Schillers geweckt hatte. Körner hatte ihm zu Lyrik geraten. Schiller erwidert, Lyrik sähe er eher wie ein Exilium, nicht wie eine eroberte Provinz an. Ihm gilt das lyrische Fach für das

kleinlichste und undankbarste unter allen. „Zuweilen ein Gedicht lasse ich mir gefallen; wiewohl mich die Zeit und die Mühe, die mir die Künstler gekostet haben, auf viele Jahre davon abschrecken.“ Doch auch dem Drama möchte sich Schiller nicht ohne Einschränkung verschreiben. Er ist sich bewußt, ein eigenes Drama sich nach seinem Talente gebildet zu haben. Wollte er in das natürliche Drama einlenken, so müßte er die Überlegenheit Goethes und vieler anderer aus der vorigen Zeit sehr lebhaft fühlen. Mit Goethe messe er sich nicht, wenn Goethe seine ganze Kraft anwenden wolle. „Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichtum an Kenntnissen, eine sichrere Sinnlichkeit, und zu allem diesen einen durch Kunstkenntnis aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn; was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt.“

Es lohnt, neben diese Äußerung von 1789 den Brief Schillers an Goethe vom 31. August 1794 zu legen, den Brief, der fortsetzt, was eine Woche vorher begonnen worden war: die „Summe von Goethes Existenz zu ziehen“. Diesmal mißt Schiller den Abstand zwischen sich selbst und Goethe. Als reifer Mann und als Könnner, noch immer mit der Schärfe, die er schon früh walten ließ, wenn er sich selbst zu werten hatte, aber ohne sich derart preizugeben, wie es 1789 geschah und wie es überraschenderweise am 27. Juni 1796 noch einmal geschehen sollte. Dennoch bleibt viel bestehen, was er 1789 von sich gesagt hatte. Nicht freilich dreht es sich 1789 und 1794 um den Gegensatz von Poesie und Nichtpoesie. Den Fürsprechern der Ansicht, Schiller sei nicht Dichter, könnte ohne Einschränkung nur das Zugeständnis von 1796 als willkommenes Selbstzeugnis dienen.

Briefe an Körner stehen hier an erster Stelle. Das hat Bedeutung. Wieder einmal sei betont, daß in Körner ein genauer Kenner Goethes und der Kunstansichten und Kunstmaßstäbe Goethes der Berater und Bewerter Schillers geworden ist. Wenn Körner an der angeführten Stelle die nicht sehr ermutigende Wendung sich leistet, die „Klage des Ceres“ beweise, daß es Schiller gewiß nicht an eigentlichem Dichtertalent fehle (sie hat vielleicht das bittere Zugeständnis wachgerufen, Schiller fühle sich nur als einen poetischen Lumpen), so mißt er mit dem Maßstab, den ihm Goethes Dichten und Goethes Werten bot. Nur kann freilich nicht auf einzelne Äußerungen Goethes hingewiesen werden, die hier zugrunde liegen. Ganz anders ist es etwa, wenn Körner in Goethes Sinn Schiller vom Subjektiven zum Objektiven hinleiten will. (Vgl. Geistesleben S. 295f.)

Goethe schreitet über Schiller hinaus, wenn er von der ins Reale verliebten Beschränktheit des echten Dichters berichtet. Doch nur in einer Richtung, die von Schiller selbst gewiesen war. Nicht erst in Schillers Brief vom 27. März 1801. Mag der Brief auch manches anders anfassen als die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichter, diese Abhandlung bleibt dennoch die Voraussetzung. Sie ruht auf Einblicken in sein eigenes Wesen, die sich unmittelbar vorher und nicht zuletzt dank

jüngster Beobachtung von Goethes Wesen ergeben hatten. Auch dank Erkundungen Wilhelm von Humboldts.

Am 4. August 1795 erörtert Humboldt die Frage, wie Schiller von der Metaphysik zur Poesie übergehen könne. Er selbst habe bisher, wenn Dichtkunst und Philosophie zu verbinden waren, nur den Dichter angetroffen, der philosophiert, oder den Philosophen, der dichtet. „In Ihnen ist es schlechterdings eins, darum ist aber freilich Ihre Poesie und Ihre Philosophie etwas anderes, als was man gewöhnlich antrifft.“ In Schillers Poesie sei mehr Notwendigkeit des Ideals, in seiner Philosophie mehr Natur und Wesen, insofern es der bloßen Form, dem System entgegenstehe. „Was den Dichter und den Philosophen sonst so gänzlich voneinander trennt, der große Unterschied zwischen der Wahrheit der Wirklichkeit, der vollständigen Individualität, und der Wahrheit der Idee, der einfachen Notwendigkeit: dieser Unterschied ist gleichsam für Sie aufgehoben.“ So werde Schiller vom Mangel an Wesenheit in der Wirklichkeit zur Idee, von der Armut der Idee zur Wirklichkeit zurückgetrieben.

Am 21. August fühlt sich Humboldt durch das „Reich der Schatten“ (Das Ideal und das Leben) bestätigt. Es erreiche mit der vollkommenen Präzision der Begriffe die höchste poetische Individualität und die völlige sinnliche Klarheit in der Darstellung.

Schiller war im Begriff, die Abhandlung abzufassen, als ihn diese Briefe Humboldts erreichten. In welchem Maß sie trafen, was für Schiller in der Abhandlung besonders wichtig werden sollte, wird bestätigt durch Humboldts Brief vom 18. Dezember, durch Schillers Briefe vom 25. Dezember 1795 und vom 9. Januar 1796. Schon hier indes wehrt sich Schiller, der in der Abhandlung dem Sentimentalischen sein Recht neben dem Naiven erkämpfen wollte, gegen Humboldts Neigung, im Sentimentalischen oder vielmehr in Schiller das Wertvollere zu suchen.

Schiller wiederholt manches, das schon in der Abhandlung sich findet, um Humboldt zu widerlegen. Er gesteht dem Naiven wie dem Sentimentalischen nur das eine zu, daß sie sich dem „Gattungsbegriff“ der Poesie nähern können. Je mehr die eine Dichtungsweise von dem Vorzug der andern annehme, desto mehr nähere sie sich dem „absoluten Dichtungsbegriff“ und lege den Artcharakter ab.

Das ist der wahre Sinn der Abhandlung. Auch sie zielt auf Vereinigung von Individualität und Idealität; solche Vereinigung wird im Brief vom 25. Dezember ausdrücklich als Forderung des Gattungsbegriffs der Poesie bezeichnet.

Ich sammle hier nicht alle Ausdrücke, die, sei es in der Abhandlung, sei es in den angeführten Briefen, die zwei Gegensätze bezeichnen. Auf der Seite der Idealität erscheint da auch das Unendliche. So bereitet sich vor, was bald von deutscher Philosophie Verbindung des Endlichen und des Unendlichen genannt werden sollte. Desto stärker hebe ich hervor, daß sich um dieselbe Verbindung von Individualität und Idealität die

zwei Briefe Schillers und Goethes drehen. Sie sind schlechthin nur ein Versuch, die Mittel noch tiefer zu ergründen, durch die solche Verbindung erreicht werden kann, eine Verbindung, die an sich schon von der Abhandlung über die Naiven und die Sentimentalischen gefordert worden war.

Ist doch diese Abhandlung ein wohlerwogener Versuch, in klarer systematischer Ordnung nicht nur gegensätzliche Möglichkeiten der Dichtung, auch echte Dichtung von Nichtdichtung zu scheiden. Sie hat nicht nur zu rechtfertigen, auch zu verurteilen. Schiller nutzt seine ungewohnte Kunst dialektischen Aufbaus. Gegensätze werden aufgestellt und bis in ihre Einseitigkeiten verfolgt. Der Brief an Humboldt vom 9. Januar entwickelt in aller Kürze diese Methode. Vom Gattungsbegriff der Dichtung geht es herab zu seinen nur teilweisen Erfüllungen in naiver und in sentimentalischer Dichtung. Vom Naiven dann herab zum Platten, vom Sentimentalischen zur Überspannung. Neben die Unterschiede der Dichter treten gleichgeordnet die Unterschiede der Menschen. Dort Naiver und Sentimentalischer, hier Realist und Idealist; dort der Platte und der Überspannte, hier der Empiriker und der Phantast. Maßstab bleibt dauernd das Verhältnis zu einem Ideal, in dem sich „Individuelles“ und „Allgemeines“ zur Einheit verbinden. Ausdrücklich bedient sich am Schluß der Abhandlung Schiller dieser zwei Begriffe.

Für Wilhelm von Humboldt ist solche Begriffsbestimmung und Wortwahl so selbstverständlich geworden, daß er im zweiten Abschnitt seiner „Ästhetischen Versuche über Goethes Hermann und Dorothea“ (1799) den „echt dichterischen Charakter“ an der „Verbindung des Einfachsten und des Höchsten, des durchaus Individuellen und vollkommen Idealschen (dieser beiden Hauptbestandteile aller künstlerischen Wirkung) in derselben Schilderung und derselben Gestalt“ erkennt. Er durfte sich bewußt bleiben, auch aus Eigenem solche Einsicht geklärt zu haben.

Nahm er in den „Ästhetischen Versuchen“ ja wieder auf, was er 1795 zu Schillers Gunsten vorgebracht hatte; es hatte schon damals nicht Schillers Beifall gefunden.

Der 19. Abschnitt legt eine neue Scheidung des Individuellen und des Idealschen in der Dichtung vor. Es geschieht in einem Zusammenhang, der das Wesen der Poesie aus wechselseitiger Erhellung von Dichtung und bildender Kunst erschließen will. Humboldt wagt sogar zu Beginn des 19. Abschnitts den Satz: „Je mehr man die Natur der Dichtung, als einer bloß redenden Kunst, erörtert, desto klarer wird man begreifen, wie es möglich ist, sie als bildende zu behandeln.“

Wem lag es näher als W. von Humboldt, die Poesie als Kunst der Sprache zu fassen? Er ist sich zwar bewußt, daß Sprache bloß für den Verstand da ist und alles in allgemeine Begriffe verwandelt, während Kunst nur in der Einbildungskraft lebt und nichts als Individuen will. Poesie aber solle diesen Widerspruch nicht so lösen, daß nichts an die

Stelle trete, sondern vereinigen, daß aus beidem etwas werde, was mehr sei, als jedes einzeln für sich war.

Am Ende der Kalliasbriefe an Körner, zu Beginn des Jahres 1793, gedenkt Schiller der „Tendenz zum Allgemeinen“, die in der Sprache liegt, und ihres Gegensatzes zur Aufgabe der Dichtung, die das Individuelle bezeichnen soll. (Also lange vor der Abhandlung über die Naiven und Sentimentalischen schon die entscheidenden Begriffe.) Er möchte den Gegensatz durch die Formel aufheben: „Die Tendenz der Sprache zum Allgemeinen durch die Größe der Kunst überwinden und den Stoff (Worte und ihre Flexions- und Konstruktionsgesetze) durch die Form (nämlich die Anwendung derselben) besiegen.“ Nach den Grundsätzen der Kalliasbriefe gestaltet Schiller die andere Formel: „Freie Selbsthandlung der Natur in den Fesseln der Sprache.“ (In den Vorlesungen von 1792/93, Säkularausgabe 12, 352, war das noch nicht erreicht.)

Humboldt — mag er bewußt oder unbewußt oder auch gar nicht auf diese Erwägung Schillers sich stützen — geht beträchtlich weiter. Er scheidet zwei Möglichkeiten der Dichtkunst. Sie sei unmittelbar und in weit höherem Sinn als andere Künste für die „äußeren und die inneren Formen“ gemacht, für die Welt und den Menschen. Beidemale sind die Schwierigkeiten der Sprache zu überwinden. Doch weil der Gedanke das Organ ist, durch das sie wirkt, findet die Dichtkunst, wenn sie die inneren Formen zu ihrem Gegenstand wählt, in der Sprache einen ganz eigenen Schatz neuer und vorher unbekannter Mittel. Die Sprache ist nun der einzige Schlüssel zu dem Gegenstand selbst. Die Phantasie, die sonst gewöhnlich den Sinnen folgt, muß sich nun an die Vernunft anschließen. Nun werde nicht nur der Geist durch die Größe und den Gehalt des Gegenstandes hingerissen; auch die Kunst muß einen noch höheren und rascheren Aufzug nehmen, um auch noch in diesem Gebiete die Einbildungskraft allein herrschend zu erhalten, zumal wenn sie nicht Empfindungen (wir sagen: Gefühle), sondern Ideen behandelt. Die Alten lassen uns da freilich fast gänzlich im Stich. Dafür ist solche Dichtung der Gipfel der neueren Poesie.

„Jeder echte Dichter nun wird dem einen der beiden hier geschilderten Charaktere eigentümlicher angehören.“ Er wird „entweder die individuelle Natur der Sprache für die Kunst oder die der Kunst durch die Sprache geltend machen“, wird entweder dem gestaltlosen, toten Gedanken Form und Leben mitteilen oder die lebendige Wirklichkeit bildlich und anschaulich vor die Einbildungskraft hinstellen. Beidemale ist er großer Dichter. Doch im ersten Fall leistet er mehr etwas, was nur die Dichtkunst, nicht eine der Schwesterkünste vermag, zeigt er mehr ihr innerstes eigentümlichstes Wesen. Daher kann er in noch engerem Sinn des Worts Dichter heißen.

Humboldt verfährt ähnlich wie eine Wertung bildender Kunst, die der eigentlich malerischen Malerei eine andere, etwa die tektonische, entgegenstellt. Poetische Poesie tritt neben Poesie, die sich mit andern Künsten berührt. Wer malerische Malerei sagt, fällt schon ein Werturteil.

Malerische Malerei muß notwendig echtere Malerei sein als jede andere Malerei. Ebenso ist poetische Poesie echtere Poesie.

Schiller bringt — immer in der Abhandlung über die Naiven und Sentimentalischen — den Gegensatz musikalischer und plastischer Dichtung. An ein Werturteil ist da nicht gedacht. Oder nur soweit, daß nicht nur plastische, auch malerische Dichtung ihren Wert hat. Das alles liegt weit ab von Humboldts 19. Abschnitt. Zwar ließe sich behaupten, daß Humboldt eine Dichtungsweise rechtfertigt, die nicht die Vorzüge des Plastischen besitzt. Allein sein Begriff der poetischen Poesie deckt sich nicht mit dem Begriff musikalischer Dichtung, berührt sich mit diesem Begriff nur so weit, als das Tönen zur individuellen Natur der Sprache gehört. (Ob und wie weit Schiller das bloße Tönen der Poesie berücksichtigt, die ihm für musikalisch gilt, erörtert „Gehalt und Gestalt“ S. 347 ff.)

Humboldt denkt, wenn er von der individuellen Natur der Sprache redet, an ihre Kraft, Vorgänge des Innenlebens genauer zu bezeichnen als die Ausdrucksmittel anderer Künste. Er erkundet die Wege, auf denen solcher Ausdruck der innern Vorgänge kunstvoll werden kann, ohne mit den Mitteln zu arbeiten, die andere Künste von vornherein besitzen, soweit sie Vorgänge des Außenlebens genauer und schärfer bezeichnen können als Wortkunst. Sicherlich läßt sich an Schiller gut beobachten, was im Dienst solcher Absicht geleistet werden kann. Humboldt entdeckt das schon 1795 an Schillers Gedicht „Das Ideal und das Leben“.

Ist jedoch Schiller wirklich dank solcher Artung seiner Wortkunst etwas Vereinzeltes? Waltet nicht Verwandtes bei Nichtdeutschen, zunächst bei Lateinern, wie sie von Nietzsche genannt werden? Wir sind durch Goethe derart an Dichtung gewöhnt, die uns die Welt sichtbar macht, daß uns solcher lateinische wie auch Schillers Brauch fremd erscheint, ja undichterischer. So fertigen wir ihn gern als bloße Rhetorik ab. Wir vermissen da die ins Reale verliebte Beschränktheit.

Der Lateiner, aber nicht nur er, gibt dem Gedanken ein reiches Sprachgewand. Solcher Ausdruck arbeitet mit einem umfänglichen Bilderschatz und mit der Musik der Sprache; ihr dient der Rhythmus des Verses ebenso wie der Reim. Das gilt ihm als hohe Poesie. Jeder Versuch einer Verdeutschung hat viel von diesem Sprachgewand aufzugeben. Auch Goethe mußte das erfahren, etwa als er Manzoni's Ode „Der fünfte Mai“ deutsch nachzubilden suchte. Wir aber vermissen an solchen Übersetzungen vollends, was uns für Poesie gilt, weil ihnen ein guter Teil ihrer künstlerischen Wirkungsmittel fehlt. Wir vermissen vollends, durch Goethe verwöhnt, greifbarere Wiedergabe der sichtbaren Welt. Es ist uns — nun ganz in Schillers Sinn — zu unplastisch. Auf Goethe gestützt, machte die Ästhetik des 19. Jahrhunderts Plastik — immer in Schillers Sinn — der Dichtung zum Gesetz. Bis endlich Einspruch gegen diese Einseitigkeit von deutscher Seite erhoben wurde. Theodor A. Meyers „Stilgesetz der Poesie“ (1901) besann sich wie Humboldt auf das Eigenwesen der Dichtung und wehrte —

im Gegensatz zu F. Th. Vischer — ab, von der Dichtung zu verlangen, was sie doch niemals so gut wie die bildende Kunst leisten kann.

Humboldts Vorstoß bleibt mithin wichtig, nicht nur weil er von einem der verständnisvollsten Kenner Schillers herrührt. Er deutet überdies auf die Möglichkeit hin, aus Bestem der Kunst Goethes überstiegene Ansprüche an Plastik der Poesie abzuleiten. Humboldt scheute es nicht, in der Arbeit über „Hermann und Dorothea“ deutlich genug zu sagen, daß der Epiker Goethe nicht durchsetze, was für Humboldt als eigentliche Leistung einer ganz poetischen Poesie galt.

3. Goethes spätere Einsichten. Dilettantismus

Goethe selbst fühlte sich in seiner Ansicht fortschreitend immer mehr bestätigt. Mein Aufsatz „Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit“ (Euphorion 33, 83 ff.) und die Schrift „Goethes Allseitigkeit“ (Freiburg i. B. 1932 S. 29 ff.) führen das näher aus. „Kein großer Dichter hat der Phantasie gleich enge Grenzen gezogen“, behaupte ich an der zweiten Stelle. Wirklich und nicht nur im humoristisch-ironischen Sinn der „Luftigen Person“ fordert Goethe: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben!“

Nur an ein paar Belege sei erinnert. Da ist vor allem — im 18. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ — der Satz, der von Merck herrührt oder herrühren soll: Goethe strebe, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die andern suchen das sogenannte Poetische zu verwirklichen, das Imaginative. Voller Gegensatz also zu den Anwälten des „furor poeticus“. Da ist in dem Aufsatz „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil“ die Kennzeichnung der höchsten Ausdrucksform, des Stils: Er ruhe auf dem tiefsten Grund fester Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt sei, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen. Hier vor allem zeigt sich, warum Goethe nicht Naturalist geworden ist, trotz seiner bewußten Selbstbeschränkung auf das Reale. Ihm war ja Wahrheit nicht von der äußeren Schale der Welt abzulesen; immer klarer enthüllte sich ihm, daß die Wahrheit hinter den Dingen liege. Er setzt sich für das „Reale“ ein, nicht weil er sich gegen Idealität der Kunst wehrt. Er bekämpft nur einseitiges Vorherrschen der Phantasie und mit ihm williges Verzichten auf alle Lebensnähe. Wenn er diesen Kampf zuletzt mehr und mehr kämpft, so geschah es sicherlich auch im Gegensatz zu deutscher und anderer romantischer Dichtung.

Ebenso aber tritt er für Lebensnähe der Kunst als alter Mann immer noch ein, weil er sich bis zuletzt gegen die „Forderungen von oben herein“ zu wehren hat. Dies Zeitalter schätzte nicht nur die ganz entfesselte Phantasie, es verlangte auch das Entgegengesetzte: Dichtung sollte Ideen zur Anschauung bringen. Am 6. Mai 1827 — im dritten Band der „Gespräche“ Eckermanns — lehnt Goethe es ab, in „Tasso“ oder im „Faust“ eine „Idee“ durchgeführt zu haben. Ganz ähnlich vertritt er in diesen Gesprächen am 18. Januar 1825 und am 3. Januar 1830 das